Geſammelte Schriften

Von

Ludwig Bamberger

Band I.

Berlin 1913
Verlag von Georg Reimer

Studien und Meditationen

Aus fünfunddreißig Jahren

Von

Ludwig Bamberger

Berlin 1913
Verlag von Georg Reimer

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Weihnachtsbriefe 1
1. Die Kunst zu schenken 5
2. Etwas über das Briefschreiben 18
3. Ein Weihnachtsbrief 32
4. Über Toaste 45
5. Fragen an die ewigen Sterne 69
6. Über einige Formen des geselligen Verkehrs 87
7. Über das Alter 108
Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging 126
Ein Vademecum für deutsche Unterthanen 192
Die deutsche Kolonie in Paris 213
Das Reich und die Wissenschaft 256
Verdirbt die Politik den Charakter? 293
Staatsmännische Indiskretionen 316
Die wahre Militärpartei 326
Dunkle Vorstellungen 335
Die Aera der Toaste 342
Fleisch und Brot — oder Papier? 353
Der staatserhaltende Beruf der Hölle 361
Unsere Neuesten 387
Die neueste Aera der Spekulation 401
Vor 25 Jahren 417
Frankreich und Rußland 453

Weihnachtsbriefe.

Weihnachtsbriefe.

So darf ich die hier folgenden ſieben Stücke im Sinne ihrer Entſtehung und Stimmung wohl nennen. Um die Mitte Dezember des Jahres 1888 redete mich mein Freund, der Herausgeber der „Nation“, darauf an, ob ich nicht für die Feſtwoche einen Beitrag liefern wolle. Mich reizte der Gedanke, mit unſerem Publikum, wie die Jahreszeit es nahe legte, mich einmal von Dingen zu unterhalten, die etwas abſeits vom gewohnten Wege lägen und zugleich durch die Intimität des Stoffes den Autor und ſeine Leſer etwas menſchlicher zuſammenführten. Auf dieſe Weiſe kam mir das erſte Stück „über die Kunſt zu ſchenken“ in die Feder. Und da es Beifall fand, ward die Bitte, das Experiment zu wiederholen, jedes Jahr gegen die Feſtzeit hin erneuert und erfüllt. Von den auf dieſe Weiſe bis zu Weihnachten 1896 erſchienenen neun Briefen folgen hier nur ſieben, weil der vom Jahre 1889 über „Die Aera der Toaſte“ an eine ſpätere Stelle dieſes Bandes gerückt worden iſt, und der vom Jahre 1891 „In Ferienſtimmung“ ſchon in dem II. Band dieſer Sammlung, den „Charakteriſtiken“, Aufnahme gefunden hat.

Auguſt 1897.

L. B.

I.

Die Kunſt zu ſchenken.

La façon de donner vaut mieux que ce qu'on donne.
Corneille.

Schenken iſt keine Kunſt, aber gut und richtig zu ſchenken iſt ein Stück aus der höchſten aller Künſte, der Kunſt des Lebens. Warum gerade dieſes Kapitel ſeine beſonderen Feinheiten und demzufolge ſeine beſonderen Schwierigkeiten hat, begreift ſich ſchon aus dem Umſtand, daß das Geſchenk ſeiner genetiſchen Natur nach eine Wohlthat iſt. Wie aber Liebe und Haß, ſo grenzen Wohl- und Wehethun trotz oder wegen ihres Gegenſatzes hart aneinander. Hier kommt das zur Geltung, was wir Takt nennen, eines jener Fremdwörter, welches ſicherlich auch der Herr General-Poſtmeiſter des Deutſchen Reichs nicht für entbehrlich erklären zu wollen den Takt hat. Takt bedeutet die gerechte Ausgleichung zwiſchen dem eigenen Gefühl und dem des anderen, mit der Maßgabe, daß im Zweifel das Recht des eigenen Ich dem Recht des anderen zu weichen hat. Takt iſt die Blüte der Humanität oder, wenn man ſich den modernſten deutſchen Jargon aneignen wollte, das praktiſche Chriſtentum im geſellſchaftlichen Verkehr, auf welchem Ge-

biete übrigens die orientaliſchen Völker den abendländiſchen über ſind. Nichts wäre irriger, als ihn zu verwechſeln mit der Kunſt, die Menſchen zu behandeln, welche ja auch zu der Kunſt des Lebens gehört, aber in ein ganz anderes Kapitel. In dieſem ſpielt umgekehrt das Wehethun eine hervorragende Rolle. Die Kunſt der Menſchenbehandlung wird geſchichtlich erwieſenermaßen auch ſehr erfolgreich ausgeübt durch Mißhandlung. Die Menſchen haben von jeher am meiſten Verehrung gezeigt für die, welche ſie verachteten und zum Schemel ihrer Füße machten. Nicht nur die Eroberer, Herrſcher und Staatsmänner haben dies Geſchäft mit Virtuoſität betrieben, ſondern durch alle Abſtufungen des Lebens hindurch läßt ſich die Erſcheinung beobachten. An dem willensſtarken Künſtler, welcher die neueſte Epoche der deutſchen Muſik in ſich verkörpert hat, habe ich ſtets die konſequente und raffinierte Kunſt, ſich Anbetung durch Mißhandlung zu ſchaffen, angeſtaunt, und der Philoſoph des Peſſimismus, welcher durch eine bedeutſame innere Verkettung der Liebling dieſer muſikaliſchen Schule geworden iſt, hat zugleich in ſeiner Lehre den ſpekulativen Schlüſſel zu dieſem Geheimnis den Jüngern als ſein Vermächtnis hinterlaſſen.

Vor etlichen Jahren hat ein Engländer ein Büchlein geſchrieben, in welchem er die Summe der Regeln des guten Anſtandes unter dem Titel Don't! zuſammenfaßte. Was man alles thun ſoll, wenn man ein ordentlicher Menſch ſein will, findet nach der lakoniſchen Formel, über welche dieſe praktiſche engliſche Sprache verfügt, ſeinen beſten Wegweiſer in der Erkenntnis deſſen, was man nicht thun ſoll. Zwar ſagt der, auch nicht unpraktiſche, Italiener chi non fa non falla, wer nicht thut irrt nicht, im entgegengeſetzten Sinn, damit ausdrückend, daß man nicht aus Furcht zu irren vor dem Thun zurückſchrecken ſollte. Aber bei der

außerordentlichen Fehlſamkeit der menſchlichen Natur und den tauſend Schlingen, welche ihr der Verſucher auf Weg und Steg bereitet, iſt dem Thu' nicht! die größere Arbeit vorbehalten. Nein ſagen iſt in der Regel ſchwerer und und führt ſeltener zur Reue.

Man würde daher vielleicht die Kunſt zu ſchenken auch am erſten ergründen, wenn man den Ausgang nähme von der Kunſt nicht zu ſchenken. Je länger ich über die Sache nachdenke, deſto mehr wird mir das einleuchtend. Wie manches Herzeleid wäre ſchon in der Welt vermieden worden, wenn manches Geſchenk ungeſchenkt geblieben wäre, und wie hätte die zur rechten Stunde und am rechten Ort geübte Kunſt, etwas nicht zu thun, ſich da gelohnt! Eigentlich ruht doch ſogar das ganze Geheimnis aller Fehler unſerer heutigen Geſetzgeberei in dem Verkennen der Kunſt: nicht zu ſchenken. Unſere ganze Steuer- und Wirtſchaftspolitik ſeit einem Jahrzehnt iſt nichts als eine fortlaufende und im Gehen wachſende Reihe von Verſtößen gegen dieſe Kunſt, und der Mann, welcher ein kurzes ausdruckvolles Don't für Parlamentarier und ſolche, die es werden wollen, zu verfaſſen unternähme, könnte ſeine meiſten Sätze beginnen mit den Worten: „Schenke nicht!" Z. B. ſchenke nicht aus den Taſchen der armen Leute die Pfennige, welche ſie für Brot brauchen, den großen Herren, welche tauſende von Morgen Feldes, mit Paläſten und Jagdgründen darauf, ihr Eigen nennen —; oder ſchenke nicht einigen hundert wohlhabenden Branntweinbrennern eine Milliarde, welche wir für andere Dinge viel nötiger gebrauchen könnten. Am ſchwerſten aber verſündigt ſich unſere heiß beſungene Sozialpolitik an den Grundregeln der Kunſt, nicht zu ſchenken. Noch eher dürfte man aus den Taſchen der armen Leute die Pfennige nehmen, um den großen Herren zehntauſendweiſe zu ſchenken, als um ihnen, dieſen Armen ſelbſt, die

aus ihrer Tasche genommenen Pfennige als Geschenk zurückzugeben. Jenes nimmt dem Armen und giebt dem Reichen, dieses nimmt dem Armen und vergiftet ihn mit dem, was es ihm genommen. Es liegt ein Sinn darin, daß unser Gift im Englischen das Wort für Gabe ist, und im Deutschen selbst wird „Vergeben" für Vergiften gebraucht. Auch Gift ist nützlich, aber mit größter Vorsicht zu gebrauchen.

Darum sollte man das Schenken am allerwenigsten in die Hand des Staates legen, d. h. desjenigen Wesens, dessen Verstand und Ehrlichkeit im selben Maße zurückgehen als seine Macht (nicht zu verwechseln mit Ausdehnung) wächst. Die Weisheit, welche heutzutage in allen Gassen gepredigt wird, die Weisheit vom sogenannten positiven Programm, ist die größte Thorheit der Zeit. Sie verlangt, das Thun immer mehr aus der verantwortlichen und sachverständigen Fülle des millionenfältigen einzelnen Wissens und Gewissens in die eine unverantwortliche und beschränkte Einsicht des über dem Ganzen schwebenden Staates zu verlegen. Aber der Ruf zum positiven Thun hat einen so verführerischen Klang, daß immer mehr die Zahl auch der Kaltblütigen sich einschüchtern läßt. Einst kurierte die Arzneikunst des positiven Thuns in allen Fällen mit Blutentziehung, heute kurieren die Politiker des positiven Thuns mit endlos anwachsenden neuen Gesetzen, die auf immer mehr Aderlässe hinauslaufen: neue Steuern, neue Beamte und neue Strafen.

Deutschland freut sich in diesen Tagen wieder seiner Weihnachtsbäume, und jeder sorgt nur, was und wie er schenke. Das Massenschenken zum Feste, wie jedes zu bestimmten Zeiten und nach vorgeschriebener Richtung, ist des Schenkens duftigste Blüte nicht. Was ihm abgeht, ist just die Freiheit: des Lebens höchste Gestaltung. Es läuft auch etwas Kindisches und etwas Barbarisches mit unter in

diesem tollen Rennen nach Einthun und Weitergeben; und einer der niedrigsten aller Triebe, der der Nachahmung, entfesselt es immer mehr zum Unsinn. Auch hat die Verzweiflung des Schenken-müssens und -nicht-wissens bereits eines der prosaischsten Hilfswerkzeuge in diesen Frohndienst der Liebe eingeführt: den „Wunschzettel". Ein Wunschzettel unter Erwachsenen — ein Schritt weiter und der Schenknehmer kauft sich ohne vorheriges Fragen und Antworten das Gewünschte selbst, läßt nur dem Schenkgeber einfach die Rechnung schicken. Der Wunschzettel unter Erwachsenen grenzt schon an die Tabaksdosen, welche gekrönte Häupter nach ihren Besuchen unter den Höflingen zurücklassen. In jeder Tabatière liegt ein Zettel, auf dem verzeichnet steht, um welchen Preis das Geschenk beim Hoflieferanten wieder zu Geld gemacht werden kann.

Die Massenleistung treibt alles, was an Kunst erinnert, aus dem Spiel der Seelenkräfte heraus in das mechanisch dahinwirbelnde Rad der Fabrikthätigkeit hinein. Wie unendlich mehr Wert hat ein einziges, in der Stille aus eigenem freien Antrieb dargebrachtes Geschenk, sinnig ausgewählt nach sorgfältiger Prüfung von Sache und Person! Das nur ist ein Zeichen wahrer Huldigung, und in der Wahl des Gegenstandes spiegelt sich das verständnisreiche Wohlwollen des Gebers für den Empfänger. Denn ein Geschenk soll weder etwas ganz Überflüssiges, noch etwas ganz Nützliches sein. Ist's ganz überflüssig, d. h. auch zur Befriedigung des letzten Luxus- und Verschönerungsbedürfnisses nicht zu brauchen, so ist es lästig (man denke an die hunderttausend gänzlich sinn- und zwecklosen Stickereien und Häkeleien, die in solchen Tagen durch die Lüfte schwirren) — und ist es ganz nützlich, so ist es erstens prosaisch und zweitens sinnwidrig. Das Schenken soll aber poetisch sein, wenn auch nur ein bischen. Sein Vaterland ist im Be-

reich der Poesie des Lebens. Schon daß es an den Christabend anknüpft, giebt Zeugnis davon, und eigentlich ist es ja das Christkind, welches die Gabe bringt aus dem fernen Morgenlande den lieben Kindlein. Alles wunderschön und eins zum andern stimmend. Kindern und Armen kann man immer schenken, beide sind unselbständig und abhängig, die Kinder unersättlich an kleinen Freuden, die Armen verwaist daran. Die Feststimmung der Erwachsenen, die sich um den beladenen Tisch sammeln, hat ihre Wurzeln einzig und allein in den Erinnerungen der Kindheit. Wer erst in reiferen Jahren an diesen Brauch herantritt, kann dessen Zauber nur unvollkommen nachfühlen. Einst waren es gewiß nur die Nüsse und Äpfel, die später vergoldeten, die Pfeffer- und die Mandelkuchen, welche an den Baum gehängt wurden. Aber wie hat sich das ausgewachsen und bis in die derbste Prosa hinaus! Was kann man nicht alles heute ausgebreitet sehen unter den Tannenzweigen, die den Geistergruß aus dem germanischen Walde und unter den Lichtlein, welche den Himmelsgruß vom Stern des Morgenlandes bedeuten? Dinge habe ich liegen sehen, welche sogar die Feder zu bezeichnen sich sträubt, Dinge, die das Auge nur hinter den verschlossensten Thüren zu sehen bekommt, freilich Dinge nicht überflüssiger, man kann nicht einmal sagen, unluxuriöser Art.

Und woher das alles? Nur weil aus dem sinnigen Erfreuen ein alles umwühlender Völkersturm geworden ist.

Das Ideal eines Geschenkes ist ein über das alltägliche Bedürfnis hinausgehendes, das Leben verschönerndes, der Person des Empfangenden möglichst sorgfältig angepaßtes Objekt. Das Nützlichste schafft sich ein bemittelter Erwachsener am besten selbst an. Die landläufige Thorheit, daß ein wildes Schenken unnötiger Dinge das Gute habe, „Geld unter die Leute zu bringen“, thut das Ihre,

um dergleichen Auswüchse zu fördern. Dasselbe Geld würde doch ausgegeben, nur zu gelegener Zeit, für den Käufer wie für den Verkäufer richtiger gewählt und verteilt. Aber die Theorie von der Nützlichkeit der Verschwendung für Handel und Wandel ist den Menschen nicht aus dem Kopf zu bringen, wie so vieles.

> Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen Hinwirft; wahrlich du bist Kindern und Krämern ein Gott.

Wenn doch einmal auf Einen Moment das Schenken entfesselt werden soll und keiner sich der Sitte entziehen mag, so ist das rein symbolische Schenken das wahre. In romanischen Ländern schenkt man nicht am Christabend, sondern auf Neujahrstag, und obwohl auch hier die Sitte auszuarten anfängt, bewahrt doch die sinnbildliche Natur der Gabe die Herrschaft. Blumenspenden, Konfekt, Leckerbissen, Vergängliches, Schönes und Süßes, den Kindern und den Frauen, um deren Huld geworben wird.

Das Sprüchwort sagt dort: Die kleinen Geschenke unterhalten die Freundschaft, les petits cadeaux entretiennent l'amitié. Das Wort cadeau bedeutet auch seinem ursprünglichen Sinn nach nichts anderes als geringfügige Verzierung. Bis zum sechzehnten Jahrhundert ward es lediglich gebraucht zur Bezeichnung der Arabesken, mit welchen die Schreiblehrer ihre großen Anfangsbuchstaben auf den Vorlegeblättern verzierten, und der Sinn war der einer Windung oder Kette, vom lateinischen Catellus, woraus im Provençalischen cadel und im Französischen cadeau geworden war. Erst im sechzehnten Jahrhundert kommt die Bedeutung von lieblicher futiler Kleinigkeit hinzu. Faire des cadeaux hieß soviel als sich mit nichtigen Dingen die Zeit vertreiben. Im mariage forcé von Molière heißt es noch: J'aime les visites, les cadeaux,

les promenades, en un mot toutes les choses de plaisir. Im siebzehnten Jahrhundert bekam das Wort sogar ganz besonders den Sinn eines den Frauen gegebenen Festes, und man bediente sich der Wendung donner aux femmes un cadeau de musique et de danse.

So giebt der Ausgangspunkt des romanischen Wortes selbst Zeugnis für den richtigen Sinn feinfühligen Schenkens.

Wo die Region des Ernstes beginnt, wird überhaupt das Schenken ein Geschäft eigener Art. Es kommt der Regel nach nicht zwischen Gleichen vor, sondern geht entweder von oben nach unten als ein Gnadengeschenk oder von unten nach oben als eine Huldigung. Letzteres überwiegt. Darum schon ist es mit Vorsicht zu üben. Wer einem Gleichstehenden regelmäßig schenkt, kommt leicht in den Schein, sich um dessen Gunst zu bewerben. Daher darf man den Frauen unbedenklich immer schenken, weil diese Bewerbung nie herabdrückt. Bekanntlich wird, nicht ohne Fug, behauptet, kein Verhältnis zwischen zwei Menschen beruhe auf völliger Gleichheit, und je gleicher einander Zwei sind, desto eher kann eine Reihe mehrdeutiger Handlungen das Zünglein der Wage ins Schwanken bringen. Die kleinen Geschenke unterhalten die Freundschaft, die großen können ihr gefährlich werden. Schenken ist nicht bloß ein Akt zärtlicher Aufmerksamkeit, es ist auch ein Akt des Vertrauens. Schenke nicht wo du fürchten mußt, der Empfänger sehe darin eine Pflicht der Huldigung. Sofort wirst du sein Untergeordneter, und wo er nur Pflicht sieht, ernteſt du keinen Dank. Darum soll man sich auch nur sehr mit Auswahl auf das Schenken zu regelmäßigen Terminen einlassen. Die Vergangenheit bindet die Zukunft, und die anmutige Freiheit wird verdrängt von der steifen Pflicht.

Das älteste Schenken war zweifelsohne der Tribut.

Alle die vielgeſtaltigen Formen, welche der Starke erfand, um den Schwachen zu brandſchatzen, oder der Schwache, um ſich vom Starken Schonung auszuwirken, von den Opfertieren, welche vor vieltauſend Jahren auf den Altären der gefürchteten Götter geſchlachtet wurden, bis zu dem Truthahn, den der Bauer dem Pfarrer noch heute in die Küche bringt, ſind nur verſchiedene Geſtaltungen desſelben Gedankens. Bei den orientaliſchen Völkern gehört das Schenken der Kleinen an die Großen von jeher zu den Formen des Staatsverkehrs, und die regelmäßigen Zwangsgeſchenke des Vaſallen an den Lehnsherrn ſpielen dieſelbe Rolle in unſerem Feudalweſen. Zwar ſind die Philologen darüber uneinig, ob das romaniſche Regalo, welches im Italieniſchen noch heute das Hauptwort für Geſchenk und aus dem Spaniſchen ins Italieniſche, von da ins Deutſche und Franzöſiſche übergegangen iſt (regaler, regalieren) vom lateiniſchen Rex und regalis abſtamme. Jedoch ſtimmt die Sache dem Sinn nach ſo ganz und gar zuſammen, daß man ſich durch kleine Zweifel, die aus den Geſetzen der Lautumbildung gezogen werden, daran nicht irre machen zu laſſen braucht. An die größten Sultane und die kleinſten Negerfürſten tritt man bis auf dieſen Tag zur erſten Anbahnung der Beziehungen mit Geſchenken heran. Jedes Palaver mit König Coffi und König Bell, welche wir vor vier Jahren zur Zeit der ſeligen Lüderitz-Begeiſterung auf Händen trugen und auf allen Jahrmärkten im Bild verehrten, wurde mit einem Geſchenk eröffnet. Zwar auch Geſchenke geben iſt fürſtlich, beſonders aber doch Geſchenke nehmen, ſo ſehr, daß es nicht einmal zu Dank verpflichtet, unter Umſtänden zur Ungnade ausſchlagen kann. Als Iſabella von Kaſtilien eines Tages auf einer Reiſe von katalaniſchen Webern ein Dutzend ſeidener Strümpfe überreicht wurde, herrſchte ſie die Deputation zornig an mit den Worten: eine Königin

von Spanien hat keine Beine. Ob die Camarera mayor nicht die Strümpfe behalten und die Königin sie schließlich getragen hat, weiß die Geschichte nicht zu erzählen. Ich vermute es aber. Umgekehrt zu diesen Strümpfen sind in alten Zeiten Handschuhe eines der beliebtesten Geschenke bei Königinnen und sogar bei Königen gewesen. Namentlich in den Aufzeichnungen des englischen Hofhaltes nimmt diese Besonderheit einen großen Platz ein. Die ersten parfümierten Handschuhe brachte Edward Vere, Graf von Oxford, der Königin Elisabeth aus Italien im fünfzehnten Jahre ihrer Regierung mit. Stow, der Chronist, beschreibt sie ausführlich; sie waren bestickt mit vier Rosetten aus bunter Seide, der Parfüm aber, mit dem sie versehen waren, hieß von da an Lord Oxfords Essenz. Die Königin fand an diesem Luxus solchen Geschmack, daß sie, die im Nehmen sehr stark war, immer von neuem zu solchen Geschenken ermunterte. In Nichols Progresses of Queen Elizabeth sind von 1577—78 verzeichnet: zwei Paar von Lady Mary Grey; ein Paar, parfümiert, mit 23 Goldknöpfchen, von Lady Mary Sidney; von Petro Lupo, von Joseph Lupo und von Caesar Caliardo je ein Paar. Auch unter der Königin Maria kehren die Verzeichnisse der geschenkten Handschuhe immer wieder. Antonio Perez, der nach der Ermordung Escovedos nach Paris geflüchtete Minister Philipps II., begleitete seine Bettelbriefe an Heinrich IV. mit Geschenken parfümierter Handschuhe. Spanien, nicht Italien, hatte diesen Luxus zuerst eingeführt, guantes de polvillo. In Spanien sagt man statt Trinkgeld und Pourboire auch para guantes, für ein Paar Handschuhe.

Geschenke hießen ferner in Frankreich die großen Steuern, welche von weltlichen und geistlichen Körperschaften eingetrieben wurden; ja sie wurden sogar ausdrück-

lich in der Amtssprache als nicht geschuldete, freiwillige Geschenke bezeichnet, dons gratuits — ein Beweis, wie Botmäßigkeit und Schenken zusammengehen. Auf diesem Gebiet des Tributgebens verdiente die Besonderheit des Geldschenkens eine eigene Betrachtung. Aber sie würde uns zu sehr in die Breite führen, und einen großen Abschnitt daraus hat überdies Ihering in seiner Studie über die Trinkgelder behandelt. Auch hier gilt die Regel des Lebens, daß, was im kleinen herabdrückt, im großen ehrt, wie der Unterschied vom Einstecken silberner Löffel und ganzer Länder bekanntlich lehrt. Eine ansehnliche Bezahlung heißt Honorar, und viele Hunderttausende, als Geschenk überreicht, werden zur glänzenden Huldigung. Aber dennoch steckt in der Annahme von Geld wieder so sehr die Gefahr des Abhängigerscheinens, daß auch der Höchstgestellte eine Million nicht von einem benannten Lebenden, sondern nur von ungenannten Vielen annehmen könnte. Das Anonymat entbindet von Dank und Abhängigkeitsgefühl. L'ingratitude est l'indépendance du cœur. Eine große Erleichterung für zartes Geldschenken hat die moderne Erfindung des Papiergeldes verschafft, welche von der plumpen Darreichung des schweren Metalls entbindet. Talleyrand erbat sich eines Abends die Erlaubnis, der Sängerin Damoreau-Cinthie die Locken aufwickeln zu dürfen. Als sie des Morgens ihre Papilloten löste, waren es lauter Banknoten von tausend Franken.

Merkwürdig ist, wie verschieden die verschiedenen Beweggründe zum wohlthätigen Schenken wirken. Dauerndes stilles Elend regt lange nicht so sehr zur Freigebigkeit an, wie einmalige große Katastrophen. Überschwemmt oder verbrannt zu werden, ist beinahe ein vorteilhaftes Geschäft. Zwei Umstände wirken hier zusammen: einerseits die Dankbarkeit des Publikums für die genossene Sensation, anderer-

ſeits der Gedanke: das hätte auch dir paſſieren können. Die Sammlungen nach dem Brand des Wiener Theaters brachten bekanntlich ſo viel auf, daß man in Verſuchung kam, die entfernteſten Verwandten der Opfer damit auszuſtatten.

Das Zuvielgeben hat nicht nur in dem Maſſengeben ſeine Gefahr, auch in dem wohlbedachten Geſchenk des Einen an den Andern lauern Klippen. Ein ſüddeutſches Volksſprichwort ſagt: Zu viel Ehr' iſt eine halbe Schand', und der Dichter führt das aus mit den Worten:

> Un service au-dessus de toute récompense
> à force d'obliger tient presque lieu d'offense.

Man darf den Empfänger nicht unter der Wucht des Wohlwollens erdrücken. Auch zu viel Dank iſt eine Quelle von Undank.

Die deutſche Sprache iſt von den großen europäiſchen nebſt der griechiſchen die einzige, welche ein beſonderes Zeitwort für Schenken hat. Die Lateiner wie die Romanen gebrauchen dafür nur das Wort Geben, wogegen es an Subſtantiven nicht fehlt, wie présent, cadeau, régal u. a. m. Die Deutſchen haben die Bezeichnung für die Freigebigkeit von ihrem Lieblingsgeſchäft, dem Trinken, hergenommen. Schenken iſt dasſelbe wie Einſchenken, der älteſten und nächſtliegenden Art der Altvordern, einen Liebesdienſt zu erweiſen. Der Stamm des Wortes iſt das ausgehöhlte Bein, sceonca, welches als Laufrohr am Faß diente, wovon das Zeitwort scencan, einſchenken (derſelbe Stamm iſt in Schenkel und in Schinken). Im alten Franzöſiſchen kommt, dem nachgebildet, das Wort chinquer vor, gleichbedeutend mit Zechen, ohne Zweifel durch die deutſchen reîtres eingebürgert, wie trinquer, Zutrinken, und un Wiedercome, ein Humpen. Auch Echanson, der Mundſchenk, kommt aus dem Deutſchen.

Nun hab ich aber ſo viel vom Schenken geredet, daß es unangenehm auffallen würde, wollte ich ſelbſt dem Leſer nichts ſchenken. Ich ſchenke ihm alſo den Reſt deſſen, was ich über dies intereſſante Thema noch ſagen könnte, und ich bin gewiß, dafür wird er mir dankbar ſein. Im übrigen wünſche ich ihm, mit der Inkonſequenz, die von wahrer Lebensweisheit zeugt, daß ihm zum Feſte viel geſchenkt werde und, was noch ſchöner, daß er ſelbſt viel ſchenke. Sollte er aber nach der einen oder anderen Richtung hin nicht mit ſeinem Schickſal zufrieden ſein, ſo empfehle ich ihm jenes Gedicht, welches ſchließt:

Braver Mann! er ſchafft mir zu Eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daß ich ihn nicht küſſen kann!
Denn ich bin ſelbſt dieſer brave Mann.

II.

Etwas über das Briefschreiben.

Ein Mann, der sich „Giotto“*) nannte — die anderen nennen ihn wohl anders — hat vor etlichen Monaten eine Reihe von Betrachtungen über das Buch des Engländers Sir John Lubbock, welches von den „Freuden des Lebens“ handelt, in diesen Blättern veröffentlicht. Diese drei Artikel waren meines Erachtens ein wahres Kleinod an Form und Inhalt. Es ist zwar gegen das Herkommen, den Mitarbeiter eines Blattes in diesem selbst zu loben. Aber ich meine, ungewöhnliche Dinge berechtigen zu ungewöhnlichem Thun. Des Einverständnisses unserer Leser denke ich gewiß zu sein. Uns aber, den Schreibenden, möchte ich diesen Giotto, dem ich zu meinem Vergnügen jetzt wieder des öfteren in diesen Blättern begegne, zum Muster empfehlen. Das beste läßt sich ja nicht lediglich mit gutem Willen nachahmen, weder der Geist noch das Wissen, weder der gute Geschmack noch der gesunde Verstand. Aber in Einem läßt sich wenigstens nacheifern, ich meine in der Schreibweise, ein Wort, das noch etwas mehr besagt, als Stil. So oft ich etwas aus Giottos Feder

*) Dies war das Pseudonym Otto Gildemeisters in der „Nation“.

zu Ende gelesen habe, klingt mir's in den Ohren, wie die Schlußworte eines ehrwürdigen Attinghausen — man braucht ja nicht notwendig zu sterben, um ehrwürdig zu sein —: „Seid einfach, einfach, einfach!“ Und die Mahnung scheint mir immer mehr nachdrücklicher Wiederholung zu bedürfen. Wo ich ein neues Talent aufkommen sehe und mich über eine erste Leistung freue, zwingt mich Erfahrung, sofort zu fürchten, daß ich beim zweiten Male schon einen Ansatz zur Verbildung in der Schreibweise gewahren werde, und beim dritten Male trifft es meistens zu. Man hat den deutschen Schriftstellern so lange ihre Formlosigkeit vorgehalten, daß sie sich zu einem großen Teil in die Manier hinübergeschraubt haben. Mehr will ich für diesmal nicht sagen, und ich hätte auch so viel nicht als Introduktion bei den Haaren herbeiziehen dürfen, wenn nicht mein Gegenstand, das Briefschreiben, ganz besonders geartet wäre, jene Mahnung zu empfehlen. Weder beim Schriftstellern noch beim Reden kommt man mit der Einfachheit allein aus. Zwischen beiden in der Mitte steht der Brief. Hier hängt das Gelingen lediglich davon ab, einfach und natürlich nur aus sich selbst zu gestalten.

Jene drei Artikel über die Freuden des Lebens hatten noch ein ganz besonderes Verdienst. Ich sage Artikel. Heutzutage nennt man das Aufsätze. Ich finde das Wort in dieser Anwendung entsetzlich. Es führt unmittelbar auf die Schulbank zurück. Allen Respekt vor ihr, aber ihre Verlängerung ins Leben hinein scheint mir bei uns nicht Bedürfnis. Ob man, wie jetzt gemeint wird, das Leben in der Schule lernen kann, ist mir zweifelhaft. Vitae non scholae discimus heißt: wir sollen für das Leben, aber nicht das Leben lernen in der Schule. Mir ist bang, es geht alles auf mehr Dressur hinaus, und wir haben davon schon eher zu viel als zu wenig. Kann man Menschen zu

Freien dreſſieren? Ich meine: zu innerlich Freien? Das ſollen ſie doch werden, nicht politiſch, — Gott bewahre!

Das beſondere Verdienſt beſagter drei Artikel beſtand darin, daß ſie einen der Mühe überhoben, das in ihnen beſprochene Buch zu leſen. Nach dem großen Dank, den ſich ein Menſch dadurch erwirbt, daß er uns ein ſchönes Buch verrät, kommt gleich derjenige, den wir ihm dafür ſchulden, daß er uns die Mühe ſpart, ein wenig ſchönes zu leſen, beſonders wenn der Titel verführen könnte. Giottos Betrachtungen über die Freuden des Lebens waren ganz gewiß viel köſtlicher als der Inhalt des engliſchen Buches, und indem ſie uns vor demſelben warnten, verbanden ſie nach bekanntem Rezepte ein Vergnügen mit einem Nutzen.

Sir John Lubbock beging den Fehler, daß er etwas beweiſen wollte. So verſtehe ich auch dem Grunde nach Giottos Kritik. Hätte jener ſich damit begnügt, die Freuden des Lebens zu beſchreiben, und wären es auch nur die Freuden ſeines Lebens geweſen, ſo hätte er uns erfreuen und belehren können. Aber das Leben iſt ſchon zu alt, um ihm noch ein Leumundszeugnis, ein gutes oder ein böſes, auf den Weg zu geben. Man braucht es gar nicht zu verteidigen gegen die, welche uns beweiſen wollen, daß es noch ſchlechter ſei, als wir meinen. Was ſoll mit letzterem Beweiſe bezweckt werden? Daß wir uns weniger vor dem Tode fürchten? Ich bezweifle die Wirkſamkeit dieſer Methode. Und wie der alte Montaigne ſagte: ſchließlich können wir's ja doch alle, das Sterben nämlich, und brauchen es nicht zu lernen. Wenn die großen Peſſimiſten, Sakia Muni, Pascal oder Schopenhauer gegen die Freuden des Lebens predigten, ſo war eben das ihre Freude am Leben. Tot hätten ſie dies Vergnügen nicht haben können.

Bei all dem giebt es doch etwas wie Lebensweisheit. Aber es gilt von ihr das Wort, womit jener Profeſſor der

Weltweisheit sein Kollegium vor den Studenten zu eröffnen pflegte: Meine Herren, Philosophie kann nicht gelehrt und nicht gelernt werden. Es wird niemals entschieden werden, ob das Leben gut oder schlecht sei, ob es mehr Leiden oder mehr Freuden biete, wie gleich oder wie ungleich diese und jene verteilt seien. So viel aber steht fest: es giebt Freuden, und da unser Leben viel mehr aus Kleinem als aus Großem zusammengesetzt ist, so giebt es auch der kleinen Freuden viel mehr als der großen, und die kleinen zu ehren ist Lebensweisheit.

Zu den großen unter den kleinen Freuden gehört das Briefschreiben. Ich verstehe darunter den schriftlichen Austausch von Gesinnungen und Gedanken unter Menschen, die sich einander nahestehen, ohne jeden anderen Hauptzweck; ein alter Hegelianer würde sagen: das Briefschreiben in seiner schlechthinigen Anundfürsichlichkeit. Unter den neunhundertneunzehn Millionen Briefen, welche die deutsche Reichspost im vorigen Jahre befördert hat, gehörte wohl nicht eine Million dieser Gattung an. Kaum, daß man die Liebesbriefe dazu rechnen kann, es seien denn die einem sicheren und vergnüglichen Herzensbesitze dienenden.

Wer sie nicht kennt die schönen Stunden, in denen nach des Tages voller Arbeit oder des Abends leerer Geselligkeit die weihevolle Sabbathstille sich herabsenkt auf einen schönen Bogen weißes Papier, welcher einlädt, sich selbst im Hindenken zu einem ganz nahe verständnisvollen Zweiten Sinn und Gemüt zu öffnen, der kennt nicht einen der lieblichsten Genüsse unseres beschränkten Daseins. Ist doch der Monolog eigentlich die edelste und erhabenste Form der Rede. Das Tiefste und Bedeutendste, was der Dichter im Drama zu sagen hat, verlegt er in das Gespräch, welches der Held mit sich selbst führt. Freilich ist der Monolog ein Geschöpf der Abstraktion, nicht der Wirklichkeit ent-

sprechend. Das Leben kennt keinen gesprochenen Monolog, höchstens einen kurzen, unwillkürlichen Ausbruch. Ganz konsequent haben auch unsere Realisten, Naturalisten, Impressionisten schon verlangt, den Monolog von den Brettern als unwahr zu verbannen. Aber wer möchte „Sein oder Nichtsein" hergeben für alle Schätze der freien Bühne? Wenn man's genau bedenkt, so redet der Mensch eigentlich weniger anderen als sich selbst zuliebe. Daß die Sonne scheint oder der Regen strömt, teilen wir dem Begegnenden mit, der es doch gerade so gut weiß wie wir, und in der Erwiderung bekräftigt er uns, was gar keiner Bestätigung bedarf. Auf die Begrüßungsformeln, welche in fragende Wendung eingekleidet sind, wird gar keine Antwort erwartet. Auf das schnell hingeworfene „Wie geht's Ihnen?" wird ein Mann von Welt gar keine oder nur die allerflüchtigste Antwort geben. Eine gute Deutsche aus der Provinz, die, ohne Englisch zu können, nach London kam, legte sich den wahren Sinn des stereotypen How do you do nach ihrer das Wünschen gewohnten Begrüßungsweise ganz konsequent aus, indem sie die Leute anredete: I wish you a very good how do you do.

Die Frage zu entscheiden, ob der Mensch nur vermöge der Sprache zu denken imstande sei, wie meistens behauptet wird, will ich mir nicht herausnehmen. Aber das ist sicher: wie wir einmal sind, sind wir gewohnt in Worten und nicht bloß in Bildern oder Affekten zu denken und auch zu träumen, was ja die häufigste Art des Denkens ist. Und da wir nun bei lebendigem Gehirn gezwungen sind, immer zu denken, oder schlafend oder wachend zu träumen, so ist eigentlich stets der Antrieb zum Monolog vorhanden. Einzig die Gewöhnung an die Anwesenheit anderer erzieht den Menschen dazu, daß er nicht beständig laut mit dem Munde, sondern nur in den vier Wänden

ſeines Schädels ſpricht. In der Zerſtreutheit, in der Betrunkenheit oder im Paroxysmus denkt der Menſch mit der Stimme ſprechend, weil der Zwang der Gewohnheit aufhört. So lieſt der des Leſens Ungewohnte mit den Lippen, weil er mit den Augen ohne die Ohren das lautloſe Wort nicht in die Gedanken aufnehmen kann. Die Anrede iſt viel öfter als wir meinen ein Monolog, nicht ein Stück Dialog. Aber um unſerer Redeluſt den Lauf zu laſſen, braucht unſere Einbildung die Gegenwart eines Hörers. Ein ſchlagender Beweis dafür iſt auch, wie die Menſchen mit den Tieren reden. Es giebt ja Haustiere, wie beſonders Pferde und Hunde und ſogar Vögel, welche einzelne Worte verſtehen lernen, aber auch der unwiſſendſte oder dümmſte Kutſcher oder Knecht muß eigentlich wiſſen, daß ſein Tier ganze Sätze nicht verſtehen kann. Nichtsdeſtoweniger kann man jeder Zeit ſogar gebildete Menſchen und beſonders Frauen ſich in langen zierlichen Perioden mit ihren Schoßhunden oder Kanarienvögeln beſprechen hören.

Der Monolog iſt die Elementarbewegung der Rede, in ihm begegnen ſich die niedrigſte und die höchſte Stufe des Denkens. Darum läßt der Dramatiker ſeinen Helden in den feierlichſten Augenblicken ſeine verborgenſten und ſubtilſten Betrachtungen für ſich allein ſprechen — freilich mit dem ſtillen Nebengedanken, daß ihm gegenüber ein Publikum ſitzt, welches ihm zuhört — ein Nebengedanke, welcher der Grundgedanke des Dramatikers iſt, und daher den ſogenannten Realismus des buchſtäblich Wahren von vornherein aus Thaliens Tempel hinausweiſt, wie eigentlich aus aller Kunſt. Solche ſchönſten Momente des dramatiſchen Helden genießt nun der unheroiſche Menſch in aller Stille, wenn er ſich hinſetzt, con amore einen Brief zu ſchreiben, einen reinen Luxusbrief, nur um der Freude willen laut zu denken und zu empfinden, im ſtillen Be-

wußtſein, daß ihm ſein Publikum lauſcht. Und welch ein Publikum! Das beſte, ein beſſeres als je Hamlet oder Fauſt eines gehabt haben, nämlich ein ganz beſtimmter einzelner Menſch, dankbarbereit und tief verſtändnisvoll, dem Wort des Schreibenden zu lauſchen. Wenn etwas imſtande iſt, den Geiſt produktiv zu machen, ſo iſt es die Richtung auf ein ſo geartetes Publikum, von ſo ganz beſtimmter, deutlich vorſtellbarer, williger Natur. Wie gewinnen dadurch die eigenen Hirngebilde an treffender Gewißheit und Aktualität! Entrinnen kann es auch nicht, dies vortreffliche Auditorium. Ich halte es feſt, unwiderſtehbar feſt mit der Feder auf dem Papier vor meinem inneren Auge; und da ich mich behaglich gehen laſſe, ſo unterliege ich in der Stille auch dem Zauber der Einbildung, daß der im Geiſt geſehene Hörer beifällig und dankbar zulächelt.

Fern von mir, Philinens Lied von der Herrlichkeit friedensſicherer Schäferſtunden auf ein anderes, minder himmliſches Gebiet irdiſcher Freuden herüberzuziehen. Aber dennoch etwas von jener Lampe ſüßer Dämmerung, etwas von jenen Ruh' und Sicherheit verſprechenden zwölf bedächtigen Schlägen iſt hineingewebt auch in die ſtillen Stunden, in denen mit ſanften Worten der Geiſt eines lieben Menſchen heraufbeſchworen wird, um unſer trauliches Bekenntnis zu vernehmen. Auch hier ruht, wenn ſchon nicht der loſe Knabe, der ſonſt raſch und feurig eilt, doch der Genius edler Menſchlichkeit vom ſtreng gebundenen Ernſt und Gang des Lebens bei kleinen Spielen aus. Denn ein Spiel, ein zwangloſes Thun um des freien Genießens willen muß der Brief ſein, ſoll er ſeiner wahren Natur entſprechen. Er muß gehen und verweilen, abwechſelnd beim Großen und beim Kleinen, wie ihn der Zufall am Wege vorüberführt. Das iſt das Geheimnis, man dürfte wohl ſagen, die Kunſt des Briefſchreibens. Sie gehört in die Gattung des Humors,

welcher bekanntlich den Ernſt und ſogar die Traurigkeit nicht ausſchließt, aber allerwegen das beflügelte Hinſchweben über und das Abſchweifen von dem regelrechten Pfade vorausſetzt. Vom Hundertſten ins Tauſendſte der Außenwelt mag ein wohlgemuter Brief ſich hinſchlängeln, um an der nächſten Ecke ſich in das eigene Ich des Schreibenden zu verſenken. Manchmal endet ein Brief, der viel von dieſem Ich erzählt hat, mit den Worten: „Entſchuldigen Sie, daß ich ſoviel von mir geſprochen habe“, worauf die Antwort gebührt: „aber warum denn nicht, darum ſchreiben Sie mir ja!“ Alles iſt beſſer, als jene ſtehenden drei Formeln, mit denen gedankenfaule Menſchen ihre vier Seiten ausfüllen: zuerſt die Entſchuldigung, daß man ſo lange nicht geſchrieben, mit Angabe von Gründen, die ganz überflüſſig, weil immer die nämlichen und falſchen ſind. Dann ein Hoffen, daß es dem Adreſſaten gut geht, dann ein Wünſchen, daß es ſo weiter gehe, mit einer ſchönen aus der höchſten „Möchte-“Tonart gehenden Schlußwendung — ach, ich ſehe ſie ſchon wieder um die Jahreswende nahen, die ſo beredtes Zeugnis geben, daß ſie nichts zu ſagen wiſſen!

Wer hätte nicht ſchon einmal in ſtimmungsvollen Tagen den Gedanken ausgeſprochen, wie ſchön es wäre, wenn man vereint mit einer kleinen Zahl auserleſener ſicherer Freunde (oder Freundinnen), ſo die Tücke des Schickſals über die Länder zerſtreut hat, in einem umfriedeten Orte ſein Leben verbringen könnte! Ein Wunſch, der immer unerfüllt bleibt und vielleicht zu unſerem Glück. Was aber in dieſer vollkommenen und darum unmöglichen Weiſe das Leben verſagt, das gewährt es in beſcheidener Geſtalt dem Briefſchreiber. Er ſtellt ſich ſeine Gemeinde in freier Wahl, unabhängig von Zeit und Ort zuſammen, ruft jeden zu der ihm paſſenden Stunde herbei, entläßt ihn, wenn gerade ein Hindernis eingreift, und ruft ihn

wieder, wenn die Stimmung zurückkehrt. Alle Freunde der weiteſten Tafelrunde vertragen ſich brüderlich miteinander, denn keiner bekommt den anderen zu ſehen.

Der Brief ſteht zwar zwiſchen der Konverſation und der Schriftſtellerei, aber näher dieſer als jener. Er enthält aus der Konverſation das monologiſche Element, mit der Schriftſtellerei verbindet ihn nicht nur äußerlich das Verfahren, ſondern auch innerlich die Abſicht, den das eigene Ich bewegenden Gedanken einen formvollendeten Ausdruck mit der Richtung auf ein Publikum zu geben, welches nur ſtatt eines vielköpfigen unbekannten, ein individuelles, bekanntes iſt. Die Menſchen verſammeln ſich geſellig, weniger, um Konverſation zu machen, als um beiſammen zu ſein; ſtatt zu reden, machen oder hören ſie auch Muſik, oder ſpielen Karten, und vor allen Dingen eſſen und trinken ſie. Die mündliche Unterhaltung iſt, wie ſchon das Wort ſagt, am öfteſten nur ein Hilfsmittel, um die Zeit des Zuſammenſeins angenehm auszufüllen. Der Verkehr der deutſchen Kneipe beſteht vorwiegend darin, daß eine Anzahl Menſchen trinkend und rauchend nebeneinander ſitzen, ohne ſich beſonders mit Reden zu bemühen oder für einander zu intereſſieren. Die berühmte Gemütlichkeit iſt eine Vertraulichkeit ohne Inhalt und ohne gegenſeitige Teilnahme, deren höchſte Form in der gänzlichen Formloſigkeit beſteht.

Der Brief hingegen verlangt, möglichſt viel zu geben und zu leiſten. Er macht an ſich ſelbſt den Anſpruch der vertraulichen Offenheit, verbunden mit der Anſtrengung, welche das ſchriftliche Auftreten vor einem Auditorium begehrt. Aus dieſer Miſchung von Sichgehenlaſſen und Anſtand, von Intimität und kunſtgerechter Arbeit ſetzt ſich ein eigentümliches Gebilde zuſammen, in welchem Opfer und Genuß ſich einander begegnen und die Wage halten. Der

Genuß beſteht darin, daß ich mir eine ſchriftſtelleriſche Aufgabe ſetze, der ich von Natur ganz gewachſen bin, weil ich lediglich ſagen darf und ſoll, was mir im Sinn liegt, und weil ich in genauer Kenntnis meines Leſers ſeiner dankbarſten Aufmerkſamkeit gewiß bin. Das Opfer beſteht darin, daß ich die Arbeit des Schriftſtellers, welche von der Vorausſetzung eines großen und bleibenden Leſerkreiſes, wenigſtens der Fiktion nach, ausgeht, für einen einzigen Leſer, der ſie in wenigen Minuten verbraucht, aufwende. Reine Freundſchaftskorreſpondenzen ſind daher eine Miſchung von Selbſtverleugnung und Sybaritismus, von unverhältnismäßiger Kraftausgabe und intellektueller Gourmandiſe, ſofern man den Maßſtab des privatthätigen oder des öffentlich wirkenden Lebens daran legt. Man kann es praktiſchen Menſchen nicht gerade übel nehmen, wenn ſie ſolches Korreſpondieren mit einiger Verachtung behandeln, es dem weiblichen Geſchlecht überlaſſen wollen. Sieht man aber einmal das Schriftſtellern überhaupt nicht als einen müßigen Beruf an, ſo kommt der Unterſchied doch nur auf einen quantitativen hinaus. Es iſt meine Sache, ob der, an den ich ſchreibe, ob meine Freude, mich ihm zu offenbaren, mir mehr wert iſt, als ein ganzes, unbeſtimmtes, ungewiſſes, unbekanntes Publikum. Mancher hält ſich zu gut, um Briefe zu ſchreiben, weil er meint, es ſei ſchade, ſeine Gedanken einem Einzigen zu ſchenken; ein anderer dagegen zweifelt an ſeinem Beruf, die große Zahl zu beglücken und ergiebt ſich dem behaglichen Vergnügen, einen Vertrauten zu erfreuen. Nicht ſelten würden wohl beide beſſer die Rollen vertauſchen. Eine beſondere Spielart des Motivs für die Bevorzugung des Briefſchreibens erwähnt Macaulay in ſeinem Eſſay über Walpoles Briefe an Sir Horace Mann. Ein Mann von Stande fürchtete damals, ſeinem Charakter als Gentleman etwas zu vergeben, wenn er ein

Buch ſchrieb. Dahingegen: There was nothing vulgar in writing a letter. Renan dagegen rühmt ſich einmal, daß er auch mit ſeinen beſten Freunden — er nennt den ihm ſeit langen Jahren verbundenen Berthelot — nie einen Brief gewechſelt habe. Das ſoll heißen: wenn Renan doch einmal ſchreibt, ſo wäre es ein Raub an der Welt, nicht für die Welt zu ſchreiben. Aber am Schluß einer Vorrede ſagt er auch wieder, ſein Ideal wäre, ſich vorzuſtellen, wie vielleicht dereinſt ſeine Studien über Religion, in Saffian und Goldſchnitt gebunden, zwiſchen fein behandſchuhten Fingern zur Kirche getragen würden. Wer ſo ſein Publikum individualiſiert, iſt nicht weit davon, auch ein ganz perſönliches ſeiner Anſprache wert zu halten. Er denkt im Schreiben an beſtimmte Leſer — wer weiß, ob nicht an eine beſtimmte Leſerin? Ich habe im Leben manchen guten Schriftſteller gekannt, deſſen ungedruckte Briefe an Inhalt und Form das Beſte waren, was er je hervorgebracht hatte. Die Perſönlichkeit bleibt ſtets das Mächtigſte. Wem es gelingt, die ſeinige auf die Höhe zu bringen, daß ſie für die Welt eine große Bedeutung erlangt, den wird dieſe gerade in ſeinen Briefen am liebſten belauſchen. Wenn ich mich mit Bismarcks Geiſt verſöhnen will, greife ich nach ſeinen Briefen und vergeſſe über dem Zauber ſeiner perſönlichen Virtuoſität alles, was ich ihm in ſeinen Thaten vorzuwerfen habe.

So wirken freilich nur Briefe, die mit der vollendeten Subjektivität und der freien Sicherheit des ſich unter vier Augen Ergehenden geſchrieben ſind.

Nichts ſchrecklicher, bekanntlich, als die ſogenannten ſchönen Briefe. In ihrem Hintergrunde verbirgt ſich der Gedanke, daß ſie weiter gezeigt werden ſollen. Es giebt Menſchen, welche ihre ſchriftſtelleriſche Befriedigung nur darin ſuchen, daß ſie Briefe ſchreiben, unter dem ſtillen

Eindruck: das wird herumgezeigt werden, ja wer weiß, ob es nicht wird einſt gedruckt werden? Ich kenne Briefwechſel, die in der That dieſen ihren Zweck erreicht haben, weil ihre Urheber ſich in der Litteratur einen Namen gemacht hatten. Aber weil man ihnen anmerkt, daß ſie in dieſer Nebenabſicht entſtanden ſind, haben ſie allen Reiz verloren. Die beſten Briefe ſind die, an deren Schluß es heißt: „Um Gotteswillen verbrenne ihn ſofort.“ — Die Grenze zwiſchen dem wahren und dem „ſchönen“ Brief liegt in dem Unterſchied zwiſchen dem Schreiber, der ſich giebt und dem, der ſich beſpiegelt. Das Sicherſte iſt ſchon, mit dem eigenen Selbſt möglichſt ſparſam auch in der Expektoration unter vier Augen umzugehen. Aus dem, was wir von den Menſchen und den Dingen ſagen, muß ſprechen was wir ſind, nicht aus der Selbſtmalerei, gerade wie in der Dichtung. Mit der Selbſtmalerei beginnt die Selbſtbeſpiegelung und mit dieſer die fadeſte aller Korreſpondenzarten, die der Seelenſelbſtverſchönerung.

Man hört manchmal ſagen, das Briefſchreiben ſei nicht mehr Mode, weil die Pflege der Korreſpondenz mit der Schönſeligkeit, dem Gefühlskultus des vorigen Jahrhunderts verſchwunden ſei. Ganz will ich das nicht beſtreiten. Männer vergießen auch jetzt weniger Thränen als damals, wie man aus vielen wahrheitsgemäßen Schilderungen jener Epoche entnehmen kann, und ein gewiſſer lyriſcher Sinn gehört zur Freude an brieflicher Vertiefung. Die Männer ſind heutzutage beſchäftigter und damit härter und trockener geworden, als ehemals. Gerade wie dieſem Umſtand der Luxus der Kleidung hat weichen müſſen, die Seide, der Spitzenjabot und die gefälteten Manſchetten, ſo auch etwas vom Luxus der Gefühle. Aber wenn auch die Empfindſamkeit abgenommen hat, das Empfinden und das Denken beſteht nach wie vor. Man liebt und ſogar man verliebt

ſich glücklicherweiſe noch ſo viel wie ehemals, wie mangels einer öffentlichen Liebes-Statiſtik, welche das Reich bis jetzt nicht liefert, die der Selbſtmorde ausweiſt. Und man hat ſich noch ſo viel und mehr zu ſagen als je. Denn wenn die Welt eiliger geworden iſt, ſo iſt ſie auch bewegter und angeregter. Die beſten Briefe der älteren Zeit ſind gerade wie heute die, welche nicht Bekenntniſſe, ſondern Menſchen- und Lebensſtudien geben, und auch das nicht didaktiſch und pedantiſch, ſondern ſpielend und umherſchweifend. Wenn für irgend eine Gattung, ſo für dieſe, gilt das köſtliche Wort: Glissez, mortels, n'appuyez pas. Eine ſchwere Hand kann keinen guten Brief ſchreiben, und in den beſten der Gattung führt die Heiterkeit das Ruder. Es hängt mit der Heiterkeit ihres Naturells zuſammen, daß die Franzoſen die meiſte Anlage für die Konverſation und auch für den Brief haben. In der Brieflitteratur haben ſie uns reichlich ſo viel Schätze geſtiftet als alle anderen Nationen zuſammen. Selbſt ein Mann von ſo finſterer Philoſophie wie Joſeph de Maiſtre ſchreibt launige Briefe aus dem kalten Petersburger Exil, und ein Verbannter wie St. Evremond thut desgleichen aus dem nebligen England. Ihre angeborene Heiterkeit, und eng verwandt damit, ihr Sinn für die Beobachtung des Seelenlebens ſind die Quellen ihres Talents für die mündliche und briefliche Unterhaltung, wie für den Roman und die Sittenkomödie und die Memoiren.

Die berühmten Briefſammlungen, mit welchen ſie die Weltlitteratur bereichert haben, die beſten Vorbilder der Gattung, ſind gleich weit entfernt vom ſchönſeligen wie vom lehrſamen Ton; die Frauen, die in ihrer Geſellſchaft herrſchen, behaupten auch in dieſer beſonderen Litteratur einen hervorragenden Platz. Die ihnen zunächſt kommenden Briefſchreiberinnen deutſcher Nationalität hatten enge Be-

ziehungen zum französischen Leben, so Elisabeth Charlotte und Katharina II., und die großartigste aller deutschen auf diesem Gebiete, Caroline Michaelis, war in der encyklopädistischen Bildungssphäre der Zeit aufgewachsen. Mit dem Ernst und der Tiefe des Schatzes, welcher in der Brieflitteratur der deutschen Klassiker und ihrer Freunde niedergelegt ist, können die Korrespondenzen der berühmten Franzosen nicht wetteifern. Aber was dem Brief seinen Reiz giebt und den Stempel eigenartiger Gattung aufdrückt, die muntere Beweglichkeit und Schalkhaftigkeit, ist in den Korrespondenzen eines Guy Patin, Galiani, Diderot, Paul Louis Courier, Doudan, um nur wenige zu nennen, in unübertrefflicher Vollendung niedergelegt. Am meisten Ähnlichkeit mit deren Art haben die Briefe eines vor etlichen Jahren verstorbenen Deutschen, die als die des „Unbekannten" erschienen sind. Merkwürdigerweise war aber der sächsische Diplomat Villers der Sohn eines Franzosen. Was seinen Episteln einigermaßen schadet, ist, daß der Verfasser Briefschreiber von Beruf ist, und das widerspricht der Natur der Sache. Briefschreiben ist für beschäftigte Menschen ein Luxus der schönsten Art, aber auch der schönste Luxus entartet, wenn er zum Geschäft wird.

Wie vieles wäre noch zu sagen! Vom Briefempfangen ist noch gar nicht die Rede gewesen und doch gehört es als wesentliche Ergänzung zum Schreiben. Nur das Eine möchte ich dazu bemerken: Es giebt Menschen, die das Briefempfangen herrlich finden, aber das Schreiben hart. Das sind nicht die rechten Brüder unserer Gemeinde. Auch hier heißt es vielmehr: Geben ist seliger denn nehmen.

Berlin. In den Weihnachtsferien 1890.

III.

Ein Weihnachtsbrief.

(24. Dezember 1892.)

An den Herausgeber der „Nation“.

Lieber Freund!

Sie meinen, es ſei etwas wie ein Herkommen, daß ich zu Weihnachten vorſpreche, und unſer Publikum erwarte das von mir. Es ließe ſich manches ſagen bei dieſer Gelegenheit über die Art, wie Rechte und Pflichten entſtehen. Kennen Sie die Geſchichte von dem armen Mann, der jährlich von einem Reichen am beſtimmten Tag eine Gabe empfing, und als er durch einen Zufall zu Gelde kam und natürlich auch zu dem Entſchluß, künftig auf dieſen Zuſchuß zu verzichten, ſich doch zuguterletzt wieder anders beſann mit der Erwägung: warum ſoll ich jenem das Geld ſchenken, das er mir bisher gab, was denn ſchenkt er mir? — Ich bin nun gar nicht der Anſicht, daß der Autor dem Publikum etwas ſchenkt. Meines Erachtens verhält ſich die Sache eher umgekehrt. Von den Unſterblichen abgeſehen, von den Shakeſpeare, Mozart und Goethe, welche der Menſchheit mehr Freudenquellen eröffnet haben, als die größten Staatsmänner und Feldherren aller Zeiten, wo ſind die Schriftſteller, welche nicht das Publikum miſſen

könnte, während doch der Schriftſteller ohne ſein Publikum, ſein wenigſtens eingebildetes, nicht denkbar iſt. Wer ſich lange vor der Öffentlichkeit herumgetrieben hat, gerät natürlich von Zeit zu Zeit ins Nachſinnen über die Geheimniſſe dieſes Begriffs „Publikum“. Geht's ihm ſchlecht damit, ſo ſteht ihm der Troſt jenes Mannes zu Dienſten, der die berühmte Frage aufgeworfen hat: Combien faut-il de sots pour faire un public? Verſagt ihm die Luſt oder die Kraft, ſo kommt ihm der Vers zu Hilfe:

„Es verſteht nicht ſolch ein Maulheld,
Warum der Menſch zuletzt das Maul hält.“

Aber das Beſte an Troſt und Hilfe iſt immer, wenn man ſie nicht braucht. Da lobe ich mir ſchon viel mehr jene andere Bemerkung des großen Selbſtironikers: „Der Schriftſteller gewöhnt ſich allmählich an ſein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Weſen.“

Alles Reden und Schreiben iſt doch das reine Nichts, ſo lange wir uns nicht dabei vorſtellen, wie es in anderen Köpfen wiederklingt. Es iſt im Grunde dasſelbe wie mit dem Entſpringen aller nicht rein ſinnlichen Genüſſe aus der Wechſelwirkung, auf der die ganze Ökonomie des Gedankenlebens beruht. Ein Sprichwort ſagt: Nichts ſchmeckt beſſer, als was man ſelbſt ißt. Auch das ſogar halte ich für grundfalſch. Nehmen wir einen Kochkünſtler oder eine gute Hausfrau. Schmeckt ihnen, was die Gäſte mit Appetit und Verſtändnis genießen, nicht unendlich viel beſſer, als was ſie ſelbſt verzehren? Warum? Weil in ihrer Vorſtellung die Empfindung des anderen Genießenden ſich viel vollſtändiger ausdrückt als in der eigenen Wahrnehmung. Nichts iſt ſo ganz und vollkommen wie der Gedanke, das an ſich ſelbſt Erlebte kann damit gar nicht Schritt halten. Karoline Michaelis, beiläufig geſagt meines Erachtens die

geſcheiteſte Frau der deutſchen Litteratur, wirft bei ähnlichen Betrachtungen einmal die Bemerkung hin, nichts ſei ſo fürchterlich, wie man es ſich vorſtelle, und wahrſcheinlich würde ſich das auch als richtig bewähren für den Fall, daß man einmal plötzlich von Mörderhänden angefallen aus dem Schlaf auffahren ſollte. Wer einmal vorübergehend in großer Gefahr geſchwebt hat, wird das beſtätigen. Nichts iſt ſo ſchlimm, nichts aber auch ſo ſchön, wie man ſichs vorſtellt. Hier denke ich an das Wort Bismarcks an Arnim: „Sie werden nicht ruhen, bis Sie hier (am Schreibtiſch des Reichskanzlers) ſitzen und ſehen, daß es auch Niſcht iſt.“ Jetzt, wo er nicht mehr dran ſitzt, ſtellt er ſichs auch ſchon wieder ſchöner vor. Die Vorſtellung aber iſt das Mächtige. Sie iſt der Geiſt, und der Geiſt iſt das Herrſchende. L'homme a beau faire, sa vie est toute spirituelle, ſagt der Materialiſt Proudhon. Das eigene Empfinden iſt immer nur aus einer Reihe neben- und nacheinander wirkender Eindrücke zuſammengeſetzt. Einzig und allein der vorſtellende Gedanke faßt alles zugleich in einen kulminierenden Moment zuſammen. Darauf beruht alles, was dem Menſchen das Leben lebenswert macht, Liebe, Kunſt, Ehre, Ruhm bis zu den kleinſten Freuden der Geſelligkeit herab. Erwachſene und Kinder werden von Rührung über ihr eigenes Weh oft erſt ergriffen, wenn ſie von anderen bemitleidet werden. Ich behaupte, wie geſagt, ſelbſt die Reize der Tafel entſpringen auf dieſem Grunde. Es iſt nicht die Unterhaltung allein, die als Würze des Mahls dient; denn weder der König von Frankreich, der, von ſeinem Hof umgeben, allein aß, noch die Mönche, die im Refektorium eſſend ſich vorleſen laſſen, haben trotz der Unterhaltung die höheren Tafelfreuden. Die Mitredenden müſſen die Miteſſenden ſein, damit jeder Gaſt den Wohlgeſchmack des Genoſſenen in der höchſten Potenz dadurch gewinne, daß er

ſich ihn gleichzeitig auch im anderen vorſtellt. Vor langen Jahren beſuchte ich einmal eine berühmte deutſche Schriftſtellerin — natürlich iſt ſie nicht mehr unter den Lebenden, — die für die materielle Dürftigkeit ihrer Theeabende berühmt war. Ich fand ſie gerade beim Frühſtück. Sie lud mich zur Beteiligung ein, indem ſie mir ein Ei und eine Semmel anbot. Da nichts anderes da war, war nichts dagegen zu ſagen. Aber ſie fügte mit ſchmelzender Emphaſe hinzu: „man kann ſich in mein Herz hinein eſſen“, und das wirkte komiſch. Nicht weil der Gedanke an ſich falſch war, ſondern weil die Hyperbel ſo drollig im Gegenſatz zu ihrer ſtofflichen Repräſentation ſtand.

Nichts rückt das Verſtändnis für das höhere Leben mittelſt der Vorſtellung in anderen näher, als der Sinn für den Nachruhm. Es wäre ein Irrtum zu meinen, daß er mit dem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele zuſammenhänge. Wer ſich als ein rein geiſtig abgelöſtes Weſen in himmliſchen Regionen der Zukunft zu denken vermöchte, müßte gerade am gleichgiltigſten ſein für das, was die irdiſche Menſchheit da unten ſpäter von ihm halten werde. Der Wunſch, Unſterblichkeit unter den nachgeborenen Geſchlechtern zu erwerben, iſt gerade eine der allerſterblichſten Begierden. Er entſpringt aus der den Lebenden übermächtig beherrſchenden Vorſtellung, daß und wie das Beſte ſeiner Exiſtenz in den Ideen aufgeht, welche die anderen von ihm haben. Dies Spiegelbild, das wir aus dem Geiſt der Nebenmenſchen reflexweiſe von uns ſelbſt zurück empfangen, iſt erſt das bewußte Leben. Ob die Magd im Putz am Sonntag über die Straße geht im Gefühl, daß ſie geſehen wird, ob der Held auf dem Schlachtfeld ſtirbt im Gefühl, daß der höchſte Ruhm ihn überlebt — das alles entſpringt aus derſelben Grundeigenſchaft der Seele. Ernſt Renan macht einmal zum Kapitel des Nachruhms die ſehr

treffende Bemerkung, der Gedanke, daß die in der nächsten Zeit ihn Überlebenden etwas Schlimmes von ihm erfahren könnten, bedrücke den Sterbenden ungleich mehr, als was etwa nach fünfhundert Jahren von ihm an den Tag kommen könnte, und doch sei er in der ersten Minute nach dem Hinscheiden gerade so tot und unempfindlich, wie nach fünfhundert Jahren. Nur die Vorstellung ist eben die lebhaftere für die nächste als für die entferntere Nachwelt. Und wie der Mensch das beste seines eigenen Ich erst aus dem gewinnt, was er von den anderen auf sich zurückstrahlen fühlt (wenn auch nur in der Einbildung), so schätzt er auch das Eigene am höchsten, nur indem er es sich im Besitz des anderen vorstellt. Wie oft hört man von Menschen, namentlich von vereinsamten Frauen, die melancholische Äußerung, sie wüßten nicht, wozu sie noch auf der Welt seien, es sei kein Mensch da, dem sie nützen könnten. Logisch genommen ist das der reine Unsinn. Denn der Mensch, dem sie nützen könnten, ist nicht mehr ein Mensch als sie selbst. Vom vernünftigen Standpunkt gesehen ist der Mensch A. genau derselbe wie der Mensch B., und man weiß nicht, warum der A. nicht so viel Grund haben soll für den A. zu leben, wie für den B. Jene melancholische Reflexion, so oft ich sie anstellen höre, erinnert mich immer an die Damen, welche in ihrer Mädchenzeit zahllose Stunden mit Klavierüben verbracht haben, um es später in der Ehe liegen zu lassen. Sagt man denen, es sei doch schade um alle die Mühe und Zeit gewesen, so bekommt man die Antwort: aber der große Vorteil ist doch geblieben, daß ich den Musikunterricht meiner Töchter überwachen kann. Und die Töchter machen es wieder so, et sic in infinitum. Wie im Kleinen und Geringen, so im Großen und Erhabenen. Das Vollgefühl des Lebens wird von der Liebe in das geliebte Objekt verlegt,

sei es nun Weib, Kunstwerk, Vaterland oder ein anderes Ideal. Einzig und allein die Idee ist „voll und ganz", um ein viel mißbrauchtes Wort anzuwenden; alles sich nur in sich selbst Verzehrende ist Stückwerk. Auch die Verirrungen wurzeln zuletzt in dieser Bewandtnis. Ist es nicht richtig, daß selbst der, bewußterweise, falsche Schein mit seiner Macht über die Phantasie des schwachen Sterblichen ganze Gebiete des gesellschaftlichen Daseins beherrscht? Wie viele ziehen das Glücklichscheinen dem Glücklichsein vor, oder gar halten es dafür? In der Nouvelle Héloise, wenn ich nicht irre, ist der Gegenstand schön behandelt und belegt mit einem sinnigen Poëm, welches beginnt mit den Worten: „Wenn jedem sein trauriges Innere auf dem Gesicht zu lesen wäre, se a ciascun in viso scritto si leggesse l'interno affanno, und schließt: „Ihr uns andern glücklich Scheinen ist ihr ganzes Glück", il parer' a noi felici è loro tutta felicità.*) Ich kannte vor Zeiten eine Familie von reichen Emporkömmlingen, eine der snobbischsten im Ursprungslande der Snobs, die sich für ihr neues Wappen den Spruch wählte: Esse quam videri, lieber sein als scheinen. Da hatte der Schein sich selbst übertroffen, er verleugnete sich, um zu höheren Ehren zu kommen.

Noch ein Exempel aus der schlechten Praxis des gemeinen Lebens für das Bedürfnis der Spiegelung im anderen Gehirn möchte ich anführen. Ich halte die Prozedur des Überraschens im ganzen für ein grausames Spiel der eigennützigen Phantasie. Der Überraschende geht von der Selbsttäuschung aus, daß er dem Überraschten eine

*) Die Verse sind von Metastasio und lauten wörtlich:

Se a ciascun l'interno affanno
Si leggesse in fronte scritto
Quanti mai, che invidia fanno
Ci farebbero pietà?

Si vedria che i lor nemici
Hanno in seno, e si riduce
Nel' parere a noi felici
Ogni lor felicità.

Luſt bereite. Das Gegenteil iſt aber der Fall. Der Genuß geht im Gehirn deſſen vor, der die Überraſchung bereitet, in ihm ſpiegeln ſich die Gegenſätze langſam und behaglich voraus, er kredenzt ſie ſich in ſeiner Vorſtellung vom anderen auf deſſen Gemütskoſten, in anima vili! Das Überraſchen iſt eine gemeine Bewucherung; wie viel höher ſteht die Morgenröte der Vorfreude als der Mittagsſonnenſtich der plötzlichen Blendung. Frau von Girardin hat das pſychologiſche Problem ſehr fein behandelt in dem berühmten Stück la joie fait peur. Leſſing hat in der Dramaturgie ſchlagend nachgewieſen, welchen Mißbrauch der Dichter treibt, wenn er ſich aufs Überraſchen des Publikums verlegt.

Weil in Art und Unart der Menſch nur im anderen lebt, giebt es nichts Falſcheres als Menſchenverachtung. Großen Gewaltigen hat man ſie von jeher nachgeſagt, und doch, wie ſtünde ein Trachten nach Weltherrſchaft und Weltruhm im Widerſpruch zur Verachtung derer, auf deren Vorſtellung allein es damit abgeſehen ſein kann? Konſequent iſt nur, die miſanthropiſche Stimmung in den Timon zu verlegen, der ſich in die Wildnis zurückzieht, den aber der Dichter dennoch ad absurdum führt. Und der „Indifferentiſt“, der da ſpricht:

„Ob nichts dein langes Leben war hienieden
Als für's Gewürm des Grabes eine Maſt;
Ob du, der Menſchheit Feſſeln anzuſchmieden,
Ein toller Held die bange Welt durchraſt,

Iſt juſt ſo wichtig als: ob nur im Kreiſe
Einförmig ſtets das Aufgußtierchen ſchwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reiſe,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt. —“

Auch dieſer Gleichgiltige iſt ein Dichter, der der Menſchheit nicht ſein Abſagelied ſänge, wenn er nicht vorausſetzte, daß ihn die Menſchheit hörte.

Der Meiſter aller Meiſter, der nicht in Wüſten fliehen mochte, weil nicht alle Blütenträume reifen, hat, wie überall, auch hier das Richtige getroffen: „die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen“, und: „ich weiß mir keine größere Pein, als im Paradies allein zu ſein“.

Ins anſpruchlos Liebliche überſetzt lautet es:

„Les arbres parlent peu, dit le bon Lafontaine,
Et ce-qu'un bois m'inspire,
J'aime avoir près de moi
Quelqu'un à qui le dire.“

Am beſten aber verweilt ſich's bei dem anderen, ſchönen, ſchlichten, tiefen Goethe-Spruch:

„Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, in dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, das macht uns dieſes Erdenrund zu einem bewohnten Garten.“

Auf ſolchem Bilde ſucht der Menſch und findet er Zuflucht, wenn ihm über dem Schreiben, oder auch vor oder nach demſelben das brutale Wort des brummigen Samuel Johnſon in die Ohren klingt: der ſei ein rechter Eſel, welcher aus anderen Gründen ſchriftſtellere als ums liebe Brot. Eine ſchöne Entſchuldigung bleibt es immer, das ſoll garnicht beſtritten werden, ein „mildernder Umſtand“ für viele litterariſche Vergehen. Aber gewiß hätten wir nie den Fauſt bekommen, wenn der alte engliſche Brummbär unbedingt recht hätte.

Und ſo, mein lieber Freund, bin ich nach mancher Irrfahrt angekommen, wo ich landen wollte — etwas ſpät, aber was macht das? „Man darf immer ſeine Worte ſuchen, vorausgeſetzt, daß man ſie finde“, ſagt Talleyrand. Ich wollte Ihnen nämlich zu Weihnachten erklären, warum

Sie dieſe Wochenſchrift in die Welt geſetzt haben, warum ich Ihnen darin mit Vergnügen zur Hand gehe, und warum ich endlich mich nach etlichem Sträuben ſogar von Ihnen bereden laſſe, es ſei meine Schuldigkeit, an dieſem Tage vor unſerem Publikum zu erſcheinen.

Als Sie vor beinahe einem Jahrzehnt den Entſchluß faßten, dies Blatt ins Leben zu rufen, dachte mancher von uns, es würde eine Stimme in der Wüſte werden. Doch es kam anders! Nach etwas mühevollen Anfängen iſt es immer mehr geworden, was es werden ſollte: der Reſonanzboden, der uns Kunde giebt, daß vieler Orten an Bergen, Flüſſen und in Städten jemand wohnt, der mit uns übereinſtimmt und deſſen Lebensfreude und Lebensmut im Austauſch der Stimmen gehoben wird, ſo daß ein gut Stückchen Garten erblüht iſt. Das Belehren zwar iſt ſchwer, und wer nicht Mephiſtos Rat befolgen will, ſich aufs Verwirren zu legen, muß mit Geduld ſich rüſten. Bald, nach wenigen Jahren, hatten wir die Hauptſache erreicht: wir waren eine Gemeinde. Und immer mehr hat ſie ſich ausgebreitet. Immer mehr klingt es wieder, klingt es zurück, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, wie in der offenen Preſſe, ſo in verſchloſſenen Zuſchriften. Dieſe Zuſchriften insbeſondere ſind von Wert. Sie brauchen ſich garnicht zu entſchuldigen, lieber Leſer, und vor allem nicht Sie, verehrte Leſerin, daß Sie Ihren Gefühlen, beſonders den zuſtimmenden, Luft machen in einem Privatbrief. Die Kinder, ſie hören es gerne. Auch iſt es ſo hübſch, wenn man draußen auf Reiſen, zumal im Sommer, darauf angeredet wird. Anch' io sono pittore, auch ich gehöre zum Leſerkreis der „Nation". Die Menſchen von einer Meinung zu anderen herüberzubringen gelingt vielleicht noch eher im Reden als im Schreiben. Denn im geſprochenen Wort, wenn es den rechten Ton trifft, liegt etwas vom elektriſchen

Fluidum, welches, wie der ſtehende Ausdruck lautet, zündet und fortreißt, obwohl es nicht gerade die weiſeſten Reden ſind, die dies vollbringen. Das Geſchriebene thut es, mit ſeltenen Ausnahmen, darin dem Reden nicht gleich. Aber in einer anderen Richtung iſt es mächtiger. Es vermag zu ſammeln, denn ſeine Tragweite iſt unbegrenzt, es dringt weit hinaus, ſucht die vielen, die wenigen und den einzelnen auf, und wenn es regelmäßig wiederkehrt in beſtimmter Geſtalt und gleichartig fortfließendem inneren Zuſammenhange, ſo gelingt ihm mehr und mehr, die Übereinſtimmenden zu verbinden, zu wecken, zu befeſtigen und jedem der Geſammelten neue Kräfte zur Expanſion und Weiterwirkung zu geben. Dieſen Erfolg haben wir im Laufe der Jahre durchgeſetzt, und deſſen dürfen wir uns freuen. Was wir denken und erſtreben, wird lebendig, indem es in Tauſenden abgeſpiegelt zum deutlichen Bewußtſein kommt. Eine Zeit, in welcher dunkle Mächte ihre Fittige über das Leben der Nation ausbreiten, ruft das Begehren nach einem gegenſeitigen Erkennen wach zwiſchen denen, die wüſter Verwirrung entgegenzutreten für ihre Pflicht halten. Aus ſolchem Drang heraus ſehen wir den Verſuch einzelner Männer von edler Denkungsart entſtehen, durch Vereine und Verſammlungen einen Kern zu bilden für das Zuſammenſtehen in rein menſchlicher Geſinnung. So ſehr man ihnen Erfolg wünſchen möge, er iſt auf dieſem Wege kaum zu hoffen. Mehr als auf jedem anderen Boden iſt nach dem Dichterwort das Niederträchtige das Mächtige beſonders da, wo es gilt, helle Haufen zuſammen zu rufen. Die Maſſenpolitik hat wie die Maſſenproduktion ihre Entwicklungskrankheiten durchzumachen. Wir ſehen ſie jetzt aller Orten in trüber Gährung. Hier giebt es keine Umkehr. Nur vorwärts zu arbeiten iſt Leben, und dieſe Arbeit heißt Klärung. Es geht jetzt ein Klagen durch Deutſchland. Nichts iſt anſteckender, und

wenn es unter dem Vortritt eines seine Zeit beherrschenden Mannes zu Gunsten seiner Standesgenossen in der Gesetzgebung ausgenützt worden ist, so treibt das natürlich zur Nachahmung an. Das Klagen wird ein Gewerbe und es lernt sich leicht. Es ist ja wahr, die Geschäfte liegen vielfach darnieder, und zwar in der ganzen Welt. Aber ist das ein Wunder? Endlich mußte doch die Häufung rasender Thorheit, die seit anderthalb Jahrzehnten der wirtschaftlichen Thätigkeit der Völker alle erdenklichen Steine in den Weg gewälzt hat, ihren Effekt hervorbringen. Und jetzt wundert man sich! Widersinnige Handelspolitik, Gewerbepolitik, Steuerpolitik, Sozialpolitik und dazu ein Wüten mit unproduktiven Ausgaben für Land- und Seewehr, welche die Ersparnisse der Völker auffrißt, eine Verschwendung von Geld, Zeit und Kraft in gesetzlichen Neuerungen, so wurde die Kerze an beiden Enden abgebrannt; und man wundert sich, wenn es endlich jeder am eigenen Leibe fühlt. Da wird der Gerechte mit dem Ungerechten getroffen. Auch das noch relativ vernünftige England muß gerade so mit leiden, wie die anderen. Was in Deutschland den Klagen jetzt einen neuen besonderen Ton gegeben hat, ist, daß sie auch aus einer Region ertönen, die sich zu Lobliedern verpflichtet und gestimmt fühlte, so lange ihr unfehlbarer Gebieter am Ruder stand. Jetzt, seit bald drei Jahren, gelangen auch seine Verehrer allmählich wieder zu eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen, und mit ihren Klagen verbinden sie weiter den Zweck auch einer Huldigung für ihn und eines Tadels für seinen Nachfolger. Gar vieles von den Trauertönen, die sich jetzt in das Weherufen der Zeit mischen, kommt von denen her, die ihre Harfen aufgehängt haben an der Saline zu Kissingen oder auf dem Marktplatz zu Jena. O hätten wir doch keine anderen Schmerzen!